

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.  
(Fortsetzung.)

„Bin schwer erkrankt, brauche Dich dringend, nimm sofort Urlaub und komm her. Vater.“

Dieses Telegramm kam am nächsten Tage an und versetzte Ruth in große Aufregung und Angst.

Auch Frau Ulrich war sehr erschrocken, aber ihre reifere Erfahrung ließ sie nicht ohne weiteres an die Depesche glauben.

Herr Berber ward durch Telephonruf aus dem Fabrikgebäude zitiert, und er, der ein lebendiges Kursbuch war, erklärte, daß der einzig mögliche Zug nach Dortmund heute bereits abgegangen sei, und daß Fräulein Ruth eben erst morgen früh fahren könne.

„Hören Sie, Berber,“ sagte Frau Ulrich zu ihm, als Ruth nicht zugegen war, „ich kenne doch meinen Bruder August! Daß der so plötzlich todkrank ist, das will mir nicht in den Sinn. Wir wollen doch insgeheim an Frau Sebius oder auch an Ihren Gewährsmann telegraphieren und hören, was los ist.“

„Dab' ich schon gleich getan, Frau Ulrich. Als Sie mir am Telephon vorhin sagten, um was es sich handelte, habe ich sofort ein Telegramm an meinen Bekannten geschickt. Wir können die Antwort in ein paar Stunden schon haben.“

„Gut, Berber, Sie sind doch eine praktische Seele. Wenn ich Sie nicht hätte!“

Ein solches Lob aus dem Munde der Herrin machte den braven Alten glücklich für Tage.

Freudestrahlend kam er auch um vier Uhr — die Ausfahrten zu dieser Stunde fanden im Winter selten statt — herüber und zeigte die Antwortdepesche:

„Von Krankheit nichts zu merken. Er ist im Geschäft allerdings beurlaubt, sieht aber unverändert aus.“

„Das dachte ich mir doch!“ rief Frau Ulrich, vor sich hinredend. „Aber hinreisen muß ich das Kind doch lassen, das geht schon nicht anders. Schließlich — wenn ich es mir recht überlege, braucht das Komödientenspiel auch nicht mehr länger anzudauern. Ich will nur abwarten, was er eigentlich von Ruth will, und dann, je nachdem „enthülle“ ich mich — oder auch nicht.“

Ruth wollte im gewohnten Straßenanzug mit einem kleinen Kofferchen abreisen, aber das war nicht nach Frau Ulrichs Sinn.

Sie holte einen wundervollen Netzpelz herbei, der nicht zu weit und altväterisch gemacht war, und hüllte Ruth hinein.

Um Hals und Hände schmiegte sich kostbarer, silbergrauer Chinilla. Und „damit es paßt“, ließ Frau Ulrich auf der Stelle von ihrem Lieferanten ein ebensolches Mützchen kommen, das entzückend zu dem goldblonden Vordenhaar stimmte.

„Das schenke ich dir im voraus als Weihnachtsgabe,“ sagte sie zu Ruth. „Natürlich bekommst du außerdem noch nützliche Sachen; du mußt mir einen langen Wunschzettel schreiben.“

Ruth betrachtete förmlich ehrfurchtsvoll das Mützchen. „Das ist ja viel zu kostbar für eine Gesellschafterin,“ entschied sie. „Wenn ich mit solcher Ausstattung ankomme, wird Papa denken, daß ich den Verstand verloren habe.“

„Du sagst ihm, daß die Sachen von mir sind. Und übrigens verstehen Männer nicht immer etwas von Pelzwerk. — Zeig einmal dein Schuhwerk. Hast du keine derben Stiefel? So wie zum Beispiel fürs Gebirge?“

„Nein, ich wüßte auch nicht, wozu ich die brauche. Es ist doch warm im Zuge, auch in der dritten Klasse, und in den Straßen dort brauche ich ebenfalls keine Gebirgstiefel. Liebe Frau Ulrich, bitte, bitte, verwohnen Sie mich doch nicht so schrecklich.“

Aber es half ihr nichts, sie bekam starke Stiefel, als wenn sie nach dem Nordpol reiste. Und die Köchin mußte einen flachen Korb mit Schwären vollpacken, so daß es für eine tagelange Reise genügt hätte.

„Die Reise bezahle ich natürlich,“ sagte Frau Ulrich, indem sie Ruths Geldtasche füllte. „Wenn dein Vater etwa Geld braucht, so gib ihm, was du hast, und ich schicke dir mehr. Man kann nicht wissen, was die Aerzte für Anforderungen stellen.“

So fuhr Ruth endlich wohlverorgt ab, begleitet von Berber, der ihr noch die Fahrkarte zweiter Klasse löste und ihr einschärkte, daß sie „kurz und offen“ nach Hause berichten solle.

„Nach Hause!“ dachte Ruth mit einem frohen, warmen Gefühl, das sie ganz erfüllte. „Nach Hause! Das ist das richtige Wort, wahrhaftig. Wenn ich an das graue Haus denke und an die Brachefrau, die dort lebt, und die ich sogar noch „Tante“ nennen soll, dann wird mir so zumut, wie ich es mein Lebenlang nicht gekannt hatte. Und ich könnte wie Therese die Arme ausbreiten und sagen: O Welt, — o, Heimat, — o, Vaterland. Ja, Deutschland ist mein Vaterland! Keine eingeborene Deutsche kann es inniger lieben als ich! Und wenn mein Papa etwas dagegen hat, so werde ich mich nicht daran kehren und es nur noch mehr lieben.“

### 20. Kapitel.

Hermann Kürow hatte sich zur Front zurück gemeldet und wartete in brennender Ungeduld auf seine Einberufung. Inzwischen hatte er auf andern Gebieten einen Erfolg gehabt, dessen Größe ihm selbst noch nicht bewußt war.

Die Verbesserungen und Neuerungen, die er bei seinen Chefs in Bantow vorgelegt, waren dort gleich nach seinem Antritt zur Ausführung gekommen.

Aber die Mobilmachung hatte den ohnehin so langsame Instanzenweg noch mehr erschwert, und es waren Monate darüber hingegangen — bis die Fabrik plötzlich den Besuch einiger Fliegeroffiziere bekam, die in höchster E-

die Herstellung möglichst vieler Apparate nach den Grundsätzen des eingelieferten Probestuges verlangten.

„Es ist eine so unwürdige Verbesserung,“ sagten die Herren, die begleitet waren von maßgebenden militärbehördlichen Größen, „daß der Erfinder damit eine Wohlthat erwiesen hat, nicht nur dem Heere, sondern auch sich selbst! Denn er ist nun ein gemachter Mann.“

Ja, das war Hermann Rürrow nun.

Er hatte selbstverständlich mit aller Vorsicht und Umsicht alle Patente genommen, die nur irgend möglich waren. Dann hatte er den Chefs einen sehr annehmbaren Vorschlag betreffs der Herstellung gemacht. Und nun freuten sich alle Beteiligten, denn dies war eine Sache, die ungeheure Summen erforderte, aber auch einbrachte.

Der Krieg verzehnfachte die Aufträge natürlich. Vielleicht würde er sie auch verhundertfachen. Das mußte man abwarten, es kam ganz auf die Länge des Krieges an. Jedenfalls war aber schon der Anfang ein ehrenvolles und glänzendes Geschäft.

Rürrow bekam durch Vermittlung des Generalstabes ein langes Telegramm, das ihm seinen Triumph meldete. Er stand einige Minuten da in seiner Stummheit, starrte ganz ernst auf das Telegramm nieder und sah so fassungslos aus, daß ein Leutnant, der neben ihm saß, besorgt fragte:

„Schlechte Nachrichten, Rürrow?“

„Schlechte? Himmelherrgott, schlechte? Ja — ich habe einen Augenblick gedacht, mich trifft der Schlag. Kann einen der Schlag auch aus Freude treffen?“

„Unter Umständen. Wenn man an die Siebzig ist. Doch Sie sind ja noch ganz heil — Mensch, so reden Sie doch und lassen Sie Ihre Kameraden teilnehmen an Ihrer Freude!“

Da streckte Rürrow seine beiden Arme in die Luft, gleich einem telegraphischen Signalmast. Und dann kam aus seiner breiten Brust ein schreckliches Getöse, das vermutlich einen Fobler vorstellen sollte. Es klang wie das verzweifelte Geheul eines Rebelhorns. Und entsetzt stürzten noch andere Krüger herein, die draußen beschäftigt waren.

Der Leutnant hielt sich die Ohren zu, bis Rürrow mit einem langgezogenen Faßeton, bei dem ihm endlich die Stimme überschnappte, den Atem verlor.

Darauf stürzte er auf den Leutnant zu, hob ihn in die Luft, trug ihn hin und her und schrie:

„Pumpt mich an, Kameraden, pumpt mich allesamt an! Es gibt sonst ein Unglück. Ich plake! Ich plake positiv! Ich bin ein reicher Mann! Was sagt Ihr nun?“

Der Leutnant, der schon lange herzlich befreundet mit dem blonden Ingenieur war, kreuzte die Arme über der Brust und ließ sich das Umhertragen verträglich gefallen.

„Dah!“ rief er. „Rechts, Galopp, Fuchs! So — o schön! So — braves Pferdchen! — Na — nun ist's genug! Lassen Sie mich mal fix runter.“

Es war ein Gelächter und ein Toben in dem Raum, daß man hätte glauben können, Schuljungen trieben hier ihr Wesen. Aber die kameradschaftliche Herzlichkeit, mit der alle teilnahmen an Rürrows Glück, hatte etwas Rührendes und Erquickendes. Auch war zum Glück ein guter Tropfen bei der Hand, um das Ergebnis ergiebig und ordnungsgemäß zu feiern.

Nur als Rürrow den begreiflichen Wunsch empfand, ein Telegramm nach Hause zu schicken, da boten sich Schwierigkeiten dar.

Das ging nicht an.

Ein Todesfall, ja, der würde sofort telegraphisch gemeldet worden sein. Aber ein persönliches Geschäft, das einem „Unteroffizier“ glückte, nein, das konnte man beim besten Willen nicht telegraphisch übermitteln.

Indessen überlegten alle zusammen, ob es denn keine Winkelzüge, keine Kriegslisten gab, damit dennoch der Draht in Tätigkeit gesetzt werden konnte.

Es handelte sich doch um eine wichtige Benachrichtigung der Familie.

„Der Familie?“ rief Rürrow. „Nein, nicht Familie — die habe ich nicht — noch nicht. Es handelt sich nur um meine Braut.“

„Nur um seine Braut!“ Neues Hallo erhob sich. Und endlich kam der Leutnant auf eine tiefgründige, diplomatische Idee:

„Hören Sie zu, Rürrow, ich weiß Rat. Der Oberstabsarzt, der in L . . . das Seuchenlazarett leitet, ist doch Ihr persönlicher Freund, nicht wahr?“

„Zarwohl.“

„Na gut. Es wird noch heute abend eine Patrouille nach dieser Gegend geschickt, etne reitende noch dazu. Es haben sich bereits Freiwillige dazu gemeldet, aber es könnte — noch einer daran teilnehmen.“

Rürrow stand sofort stramm:

„Welche mich gehorsamst zum freiwilligen Patrouillentritt, Herr Leutnant.“

„Na, also,“ sagte dieser. „Nun wissen Sie ja Bescheid. Sie müssen nur — ernstlich — sehr vorsichtig sein, denn nahe L . . . sind seit einigen Tagen leichte Gefechte im Gange, und Sie müssen immer gut Deckung suchen. Die Franzosen sind auch nicht gerade die Dummsten.“

Drei Reiter ritten eine Stunde später aus. Es sollten die Wege, die ungefähr zwanzig Kilometer weiter westlich durch Wälder führten, kontrolliert werden, da Truppenverschiebungen bevorstanden.

Rürrow konnte, wenn er sein starkes Pferd auch nicht zu stark anstrengen wollte, doch ganz gut den Bogen machen, um in dem Lazarett vorzusprechen und von dem Oberstabsarzt die Gefälligkeit erbitten, an der ihm so viel gelegen war.

Daß er von Ruth noch keinerlei briefliche Nachrichten gehabt, beunruhigte ihn weiter nicht. Es ist klar, daß sie ihm geschrieben, daß sie seine Postkarten beantwortet hatte. Doch wußte man auch, daß große Verzögerungen stattgefunden und daß manche Postzüge sogar ganz ihr Ziel verfehlt hatten. Ein Waggon mit Feldpost war merkwürdigerweise auf einem sächsischen Bahnhof entdeckt worden, wo er friedlich schon seit längerer Zeit auf einem Nebengleise stand.

Im Kriege konnte vielerlei Neuliches passieren. Das machte ihm wenig Kummer. Sein blondes Mädel, das ängstigte sich hoffentlich nicht um ihn, da er ihr doch gemeldet, daß er nur eine leichte Fußverwundung davongetragen hatte.

Jetzt aber, jetzt mußte sie doch hören, daß es ihm gut ging! Er wollte das Glück, das sein ganzes zukünftiges Leben in leichtem, goldigen Lichte erscheinen ließ, nicht allein empfinden. Daran mußte Ruth teilnehmen, und das so schnell wie möglich.

Er ritt durch die Dämmerung, ganz selig und verliebt, als ob ihn nicht rings die Schrecken des Krieges umlauerten.

„Die Wille,“ murmelte er, „gewinnt nun also greifbare Gestalt. Und Ruth braucht nicht mehr zwei Jahre zu warten, bis sie einzutreten kann in das Haus mit dem kleinen Treibhaus, wie sie es sich so sehr ersehnte. Ruth, meine süße Ruth, du habtest ja recht, daß du dich gegen die über-eilte Kriegstranung sperrest. Aber wenn ich wieder daheim bin, dann, bei Gott, dann wird nicht mehr gewartet! Dann geht's zum Standesamt und in die Kirche, so rasch, wie es nur irgendwelche hochwohlwollliche Vorschriften gestatten.“

Er hatte sich getrennt von den beiden andern Reitern und trabte auf das Lazarett zu, das ziemlich weit Posten ausgehakt hatte.

Zwei von den Posten hatte er bereits hinter sich gelassen, aber als er beim dritten angelangt war, durfte er nicht weiter.

„Befehl, niemand durchzulassen. Seuchengefahr.“

„Dringende Meldung an den Oberstabsarzt,“ antwortete Rürrow, indem er einen dienstlichen Befehl vorwies, den ihm vorsichtigerweise der Leutnant mitgegeben hatte. So schlüpfte er nochmals durch und stieg gleich darauf vor der langgestreckten Baracke ab, in der eine Anzahl Typhusfranke lagen.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Liebe.

Ein Märchen von heute.  
Von Herbert Eulenberg.

Eine junge Frau trat in das Warenhaus des Lebens ein. Nachdem sie sich eine Zeitlang darüber verträumt hatte, was hier alles eingehandelt wurde und was nicht, merkte sie plötzlich, daß sie, weil sie nichts einkaufte, unangenehm aufzufallen begann. Sie wandte sich darauf hastig an irgendeinen der Angestellten und fragte zitternd und mit Eröden: „Verzeihen Sie! Ich möchte etwas Liebe haben.“

„Liebe?“ schmarzte der Betreffende sie halb verwundert, halb verächtlich an. „Sie sagten doch Liebe?“

„Allerbings!“ bestätigte sie, noch verlegener werdend. Sie huckte furchtsam unter der Menge der Bezugskarten, die sie bei

schug, herum. Da waren Karten für Brot, für Kartoffeln, für Fleisch, für Leinwand, für Butter, für Seife und für Fett ausgestellt. Aber einen Besagschein für das, was sie haben wollten, fand sie nirgends.

„Demüßigen Sie sich nicht! Kränzen Sie Ihre Scheine nicht mehr durcheinander!“ fuhr der Angestellte sie wütend an. „Den Artikel, den Sie verlangen, führen wir nicht. Führt kein Mensch mehr! Er ist vollkommen eingegangen. Es war absolut keine Nachfrage mehr nach ihm.“

„Aber um Gottes willen!“ rüßerte die junge Frau, ganz erschrocken. „Was sagen Sie da! Es gibt keine Liebe mehr. Aber das ist doch unmöglich!“

„Ach, was! Möglich oder nicht!“ höhnte der Angestellte. „Lassen Sie mich zufrieden! Sie sind überspannt, verstehen Sie mich! Ich habe keine Zeit mehr für Sie!“ Er stürzte sich in einen Aufzug und sauste weg an irgendeine Arbeit.

Die junge Frau blieb entsetzt stehen. Sie tupfte mit ihrem Taschentüchlein die Tränen weg, die ihr bei den rauhen Worten dieses Herrn in die Augen getreten waren.

„Blas da!“ rief jetzt eine wüste Stimme, und ein schwerbepackter Handwagen fuhr ihr, die so schnell, wie es ihr möglich war, beiseite sprang, fast noch über die Beine. Der Mann, der den Wagen stieß, brummte vor Zorn, als er an ihr vorüberging.

„Sie hätten mich bitten sollen, beiseite zu treten!“ sagte sie ganz sanft und ohne Vorwurf: „Ich sehe ungern jemand im Wege.“

„Bitten sollen!“ wiederholte der Mann ingrimmig. „Dun Sie erst einmal meine Arbeit! Und dann sehen Sie, ob Sie noch Lust haben, jemanden zu bitten, Ihnen nicht vor die Füße zu laufen. Heutzutage haben wir keine Zeit für Höflichkeit.“

„Selbst das nicht einmal!“ sprach die junge Frau leuzend hinter ihm her, während der Mann, fortwährend laut „Blas da!“ brüllend, seinen Wagen weiterstieß.

„Haben Sie keine Beschäftigung?“ wurde sie da plötzlich rauh von mehreren Seiten gefragt.

„Doch!“ gab sie schüchtern zur Antwort. „Ich liebe meinen Mann, meine Kinder, meine Eltern, meine Brüder, meine Schwestern.“ Sie zählte, da sie rings allgemeines Stottern sah, schnell noch weiter auf: „Mein Haus, meinen Hund, mein Bett, mein Sofa, meine Teppiche, meinen Kanarienvogel, meine Blumen — — —“

„Aber das ist doch alles keine Beschäftigung!“ wurde sie nun heftig unterbrochen. „Sie sind wohl von oestern? Sie haben stets eine Beschäftigung zu suchen, verstanden!“

„Gewiß!“ erwiderte sie. „Sie brauchen es gar nicht so zu scheuen. Ich werde mir bis morgen eine Beschäftigung auswählen.“ Sie versprach es ganz fest, ohne zu wissen, was sie versprach. Man ließ sie einweilen weitergehen. Sie lief ratlos herum und schaute sich bald dies, bald jenes an. „Verzeihen Sie gütigst!“ sagte sie, wenn man sie fragte, was sie wünschte: „Ich wollte mir bloß alles ansehen. Ich weiß noch nicht, was ich möchte.“

Sie war durch das ganze Warenhaus des Lebens gestreift, ohne noch etwas für sie Passendes gefunden zu haben. In ihrer Verwirrung verließ sie sich schließlich in den Keller, wo die Kessel und die Maschinen standen, die das Ganze beleuchteten und erwärmten. „Suchen Sie eine Anstellung hier?“ fragte man sie so gleich höflich, aber entschieden. „Ich fürchte nur, ich bin zu schwach“, meinte sie, bei dem Gulthauch zusammenfahrend, der aus dem geöffneten Kiefernfenster kam.

„Das scheint uns allerdings auch so!“ stellte man mit sprödischem Lachen fest. „Gehen Sie nur wieder! Wir können Sie hier nicht gebrauchen.“

Sie stieg unter dem scharrrenden Lärm der großen Kohlen-schaukeln wieder langsam empor. Sie wurde ganz unglücklich. Sie kam sich völlig unnütz vor auf dieser Welt. „Das beste wäre“, dachte sie, „ich machte meinem Leben ein Ende.“ Sie war in solchen Selbstvorwürfen die Treppe immer höher hinaufgeklüffert und sah sich plötzlich in einer Flucht von weiten Sälen im Dachgeschoß des Hauses. In ihnen saßen Tausende und Aber-tausende von Schreibern, die emsig und unermüdet ihre Federn führten. In langen Büchern schrieben sie ununterbrochen Zahlen um Zahlen auf. Die junge Frau, die von dem Treppensiegen schnell atmete, beruhigte sich bei dem beständigen gleichmäßigen Kräseln der Federn. „Hier werd' ich finden, was ich vergeblich suche“, sagte sie sich. Die Männer und Frauen, die hier arbeiteten, be-mümmerten sich nicht weiter um sie und blickten nicht ein einziges Mal von ihren Tabellen auf. Sie hatte infolgedessen Mühe genug, sich einen auszuwählen, dem sie ihr Anliegen vortragen konnte. Schließlich wandte sie sich an einen alten grauen Herrn, der ihr besonders menschenfreundlich auszu-sehen schien: „Ich bitte um Entschuldigun, wenn ich Sie störe.“

Der Greis hob seine vom ewigen Ansehen seiner Zahlen matt gewordenen gültigen Augen zu ihr auf.

„Ich möchte gern Liebe haben und geben“, stammelte sie, wie sie den ahnungslosen Wisdruck seiner Augen wahrnahm.

„Liebe?“ wiederholte er das Wort befremdet, als ob es aus einer unbekanntem, weltfernen Sprache stammte. „Sie haben sich wohl verirrt. Hier gibt es nur Pflichten, Pflichten, Pflichten.“ Er hatte sich aufs neue über sein Buch gebeugt, zog die Kiste, die

er auf seine Stirne geschoben hatte, über seine Augen zurück und addierte weiter. Sie wollte noch ein letztes Mal ihr Heil bei einer Frau versuchen, einer früheren Freundin, die sie unter den fleißig Schreibenden entdeckt hatte. Die aber ließ ließ sie erst gar nicht zu Worte kommen. „Nein, Du bist viel zu gefühlvoll und zu träumerisch für die geregelte Arbeit hier. Wir verzichten auf Empfindsamkeit. Verneie Dich keinesfalls auf mich! Ich könnte Dich nur schlecht empfehlen!“

Die junge Frau wußte sich keinen Rat mehr. Ihr Opfer wurde von niemandem verlangt. Wohin sie schaute, sah sie nur Arbeit und Ernst und Menschen, die sich Sorgen um Sorgen machten. Kam sich jetzt nicht bloß unnütz, sondern sogar leichtfertig vor. Und das ertrug sie nicht länger. Ihr Schicksal, ihr Eigenes wurde nicht nur gering geschätzt, nein, es wurde noch dazu beschimpft und besudelt. Sie ging zum letzten entschlossen auf ein offenes Fenster zu. Sie warf noch einen Blick auf ihr Leben, das nur Herz gewesen war, zurück, wobei sie die Empfindung hatte, daß ein voller duftender Blumenkranz aus ihrer Hand fiel. Dann beugte sie sich über den Fensterrand. Und dann sprang sie, stürzte sie hinab.

Aber sonderbarerweise fand sie keinen Boden unter den Füßen, noch einen Widerstand. Sie stülzte sich zu ihrer tiefsten Freude flügel unter ihren Armen, und in ihrem Ohr klangen wie eine leise heimliche Musik die Verse wieder:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,  
Die da träumen fort und fort,  
Und die Welt hebt an zu singen,  
Triffst Du nur das Zauberwort.“

Und auf diesen Fittigen flog sie noch einmal durch den Raum, den nückernen Raum, den sie soeben durchgegangen hatte. Liebe, da sah alles ganz anders aus, und das Leben ward zum Märchen für sie. Der Angestellte, der sie vorhin angeschmaukt hatte, schmun-gelte sie an: „Ich bin ein schrecklicher Kerl!“ sprach er. „Ich weiß es, ein unausstehlicher Kerl. Aber es sind nur die Nerven, nur die Nerven, meine Beste. Sonst bin ich ganz verträglich und gutherzig, sah' ich Ihnen. Und wenn im Kino eine edle Tat geschieht und noch dazu Harmonium gespielt wird, dann rollen wir nur so die dicken Tränen an meiner krummen Nase herunter.“

„Blas da, schöne Dame!“, brüllte der Mann mit dem Hand-wagen wieder. „Stud Sie mir noch böse wegen meiner Unhöflich-keit? Nehmen Sie doch weiter keinen Anstoß daran! Was wollen Sie von einem Knecht, der immer nur mit feinesgleichen zu tun hat, besseres verlangen. Bellagen Sie mich lieber, anstatt mich zu verachten. Auch ich habe meine goldene Stelle! Sehen Sie! Es ist das Bild meiner beiden kleinen Kinder hier, das ich stets in meiner Brusttasche trage. Geben Sie es mir bitte zurück. Ich habe leider keine Zeit mehr! Blas da!“

„Da sind Sie ja schon wieder!“ sprach man sie unten im Keller und Maschinenraum an. „Mögen Sie sich um Himmels willen nicht auf. Sie werden schon irgendeine Beschäftigung finden, die für Sie paßt. Sie brauchen sich hier nicht gleich zugrunde zu richten. Man wird Rücksicht auf Ihre Schwäche nehmen, glauben Sie es mir, und auch Stabsärzte sind keine Teufel.“

„Daß du etwas gefunden?“ rief ihr die Freundin schon von weitem entgegen, als sie nach oben geschwebt war. „Sei nicht mehr traurig! Man wird nicht mehr auf der Welt gequält, als man es ertragen kann. Verzeih' mir. Ich war vorher recht glücklich zu dir. Ich bin manchmal müde von den vielen Vereinen, denen ich angehöre. Man opfert sich auf, so sehr man es kann. Hüte mir nicht, wenn ich dich nicht auch noch beschenken konnte! Allen zu helfen, ist unmöglich.“

Der gültige Greis aber hob von selber, ohne daß sie ihn anzureden brauchte, seine Brille zurück und schaute sie mit einem Blick so voll Fremdlichkeit an, daß seine Augen einen Glanz be-lamen wie das Meer, wenn es in der Nacht leuchtet: „Haben Sie das große Geheimnis der Menschheit entdeckt?“ frag er sie lächelnd. „Erkennen Sie nun, daß es die Liebe nur ist, die die Welt und ihre unglücklichsten Geschöpfe, die Menschen, treibt! Schauen Sie dort den feindlichen Krieger, der wie ein Habicht auf uns zu-schßt! Meinen Sie, daß Mordlust und Vernichtungstrieb allein ihn hierher jagen, wie die unfrigen über seine Städte? Wähnen sie alle nicht, ihrem Land und Volk damit zu nützen? Und wäre dies sonst überhaupt zu ertragen? Würde nicht der Erdenbau in Trümmern zerfallen, wenn nicht die Liebe beständig, laut oder leise, bewußt und unbewußt am Werke wäre?“

„Ja, aber warum sprechen die Menschen denn gar nicht da-von?“ sagte die junge Frau und rang die Hände zu dem Greise wie zum Gebet empor. „Warum ärgern sie und kränken sie und höhnen und beschimpfen und hassen und töten sie einander? Warum sagen sie sich fast nie ihre Liebe, sondern fast nur ihre Wut? Warum kommt es ihnen weniger darauf an, einander zu verstehen und zu nütze als einander mißzuverstehen und zu schädigen?“

„Dieses muß sich jeder selber beantworten und sich aus dem Irregarten des Lebens zurechtzufinden“, gab er zurück. „Der Dämon wird die Frage nach dem Glück auf Erden vernichten, und der Dämon bejagen. Die meisten aber werden wie das Wetter wehseln, einmal dies, einmal jenes sagen und zwischen wenig Sonnen-schein und viel Schatten ihr Leben abwandeln.“

Es gibt eine alte Sage,  
Der Schöpfer der Welt hielt die Waage,  
Darauf wog er die Lust und die Plage  
Der Menschen und ihrer Tage  
Mit banger Erwartung ab.

Es standen die beiden Schalen,  
Gleich wogen die Freuden und Qualen,  
Mit denen zu zahllosen Malen  
Die Menschen ihr Dasein bezahlen;  
Und Glück und Unglück war halb.

Da traf die Schale der Bonnen,  
Ein Hauch nur, dem Schöpfer entronnen.  
Sie sank, und es formten sich Sonnen  
Und Menschen, dem Dunkel entsponnen,  
Die Liebe besiegte das Leid.

Drum klagt nach den bittersten Schlachten,  
Wenn alle Vernichtung nur trachten,  
Und rings sich die Wege unnachten,  
Ein Schrei vor dem letzten Verchmachten:  
Frieden ist stärker als Sieg.

**Die Roggenmühle.**

Mein Kind, hab Du des Kornes acht,  
Betritt es nicht ob einer Blume —  
Mit ihren großen Augen wacht  
Im Feld die strenge Roggenmühle“.

Sagt W. Stamm warnt in einem Gedicht, in dem er den goldenen Segen der Getreideernte preist. Der Glaube an die Roggenmühle, den man in vielen ländlichen Gegenden unseres Vaterlandes noch bei Kindern nach erhält, hat also einen sehr praktischen und nützlichen Hintergrund. Das Brotkorn soll dadurch gegen das Zertrreten durch die Kinder geschützt werden. In Oldenburg sucht man die Kinder dadurch von den Roggenfeldern fernzuhalten, daß man ihnen sagt, der Wetterwolf sitze im Felde. Der Glaube an die Wetterwölfe war in früheren Zeiten allgemein auch unter den Erwachsenen verbreitet. Man stellte sich unter ihnen Menschen von unerschütterlicher Gefäßigkeit vor, die nach Verlegung eines Raubergüter sich in Wölfe verwandelten und alles fräßen, was ihnen in den Weg kam, Menschen und Tiere. Die Kornmühle war eine Kleinigkeit von schrecklichen Geberden. Sie hat feurige Finger und eine mit glühenden Eisenspitzen versehene Brust. In diesen läßt sie die Kinder saugen, wenn sie sich ins Kornfeld verirrt haben. Wölglicherweiße verbitzt sich in dieser Vorstellung von der Kornmühle auch die Warnung, Getreideähren in den Mund zu nehmen, was sehr leicht die gefährliche und vererbliche Strahlenepithelkrankung hervorzurufen kann. Jedenfalls versteht die Drohung mit der Kornmühle und dem Wetterwolf ihren Einbruch auf die Landkinder nicht; den Spadtkindern aber sind solche Sagen unbekannt. Ihnen sollte man, so schreibt uns ein Mitarbeiter, es recht nahe ans Herz legen, die Getreidefelder besonders zu schonen. Gerade aber in der näheren Umgebung der Großstädte wird ja besonders viel über Pflanzungen geklagt, die durch Kinder von Aussäugern oder Sommerfrühstücken verunreinigt werden. Manche Eltern meinen, sie dürften auf dem Lande den Kindern alles erlauben, damit sie sich doch so recht nach Herzenslust austoben können. Sie müssen gerade heute besonders streng darauf achten, daß die Kinder nicht die Weisen als Spielplatz betrachten, die Getreidefelder wegen einiger Blumen zertritten oder das unreife Obst von den Bäumen schlagen. Die Kinder können sich auf dem Lande ganz vortrefflich erholen, auch wenn sie immer hübsch auf dem Wege bleiben und keinen Pflanzschaden anrichten. Vor einigen Jahren brachte in der Nähe eines bekannten Badeortes ein Bauersmann, dem die Babegäste, sowohl die großen als auch die kleinen, auf der Straße nach „Mauern Bauen“ die Leder zertrampelten, Warnungstafeln mit folgender Aufschrift an:

„Das ist Korn,  
Du Ochsenhorn!  
Die Menschen wollen es genießen,  
Drum tritt es nicht mit Füßen“.

Die herb-humide Warnung hatte vollen Erfolg. Heute aber, wo jedes Körnlein Brotgetreide für uns von größter Wichtigkeit und Bedeutung ist, ist es mehr denn je angebracht, dafür zu sorgen, daß unsere Getreidefelder auf das sorgsamste geschützt werden.

**Vermischtes.**

— Gummiringe und ihr Ersatz. Die jetzt schwerer als früher zu beschaffenden Gummiringe zum Abdichten der Einmachgläser beim Sterilisieren von Obst, Gemüse und Fleisch können, wie mitgeteilt wird, auch durch Gelatinestreifen ersetzt werden. Diese Streifen werden etwas breiter als der Glasrand geschnitten und fünfzehn Minuten in kaltem Wasser eingeweicht. Für ein kleines Glas verwendet man zwei, für ein großes drei Streifen, die an den Berührungstellen übereinandergelegt werden. Das

Gläs ist wie gewöhnlich mit Deckel und Kammer zu verschließen. Beim Sterilisieren verfährt man wie beim Sterilisieren mit Gummiring, nur darf das Wasser im Sterilisierbock nicht bis an die Gelatine reichen. Auch dürfen mit Gelatine beschlossene Gläser nur einmal sterilisiert werden; das Nachsterilisieren muß als unterbleiben.

— Kieferzapfen als Heizmaterial. Die schwedischen Tageszeitungen berichten, daß auf schwedischen Privatbahnen seit einiger Zeit Versuche gemacht wurden, Kieferzapfen als Brennmaterial zu benutzen. Die Versuche sollen ganz vorzüglich ausgefallen sein, so daß jetzt Kieferzapfen in erheblichem Umfange verwendet werden. Man hat berechnet, daß 2 Tonnen Zapfen denselben Heizwert haben, wie 1 Tonne deutsche Steinkohle. Die Zapfen werden, um eine zu schnelle Verbrennung zu verhindern, mit etwas Asche und Koks vermischt. Man bezahlt in Schweden für Frachten- und Kieferzapfen gegenwärtig 2/3 bis 3 Derg für das Kilogramm. Bei dem durch Arbeiter- und Transportverlegenheiten gestiegenen Mangel an Heizmaterial erscheint es uns nützlich, auf diese schwedischen Erfahrungen hinzuweisen. Es gibt in Deutschland sehr leicht Gelegenheit, Laubbrennzapfen zu sammeln und mindestens für den winterlichen Heizbedarf aufzusparen. In besonderen können die Stadtkinder und die städtischen Ausflügler auf das Sammeln von Frachten- und Kieferzapfen verwiesen werden. Viele kleine Dörfer schaffen auch Grobes.

— Der Vorkäufer des Schießpulvers. Ueber den wahrscheinlichen Vorkäufer des eigentlichen Schießpulvers, das bereits oft erwähnte sogenannte „griechische Feuer“, wurden in der Berliner Akademie durch Professor C. Hengstler neue Angaben gemacht. Das griechische Feuer wurde in der alten modernen Literatur häufig erwähnt, wahrscheinlich handelt es sich nach dem Akademiebericht um eine Mischung brennbarer Substanzen, wie Harze, Sulfid, Schwefel, Oel und Salpeter. Man ersten Male erwähnte im Jahre 87 v. Chr. Theophrastus das griechische Feuer, mit dessen Hilfe der Kaiser Konstantin IV. Kononatus die Araber von Konstantinopel vertrieb. Die Behauptung, daß das sogenannte griechische Feuer auf dem Wege über China nach Europa gekommen sei, konnte bis jetzt nicht bewiesen werden. Ueber das Feuer selbst erzählt man, daß Callinicus von Heliocholis eine brennende Masse unter Wasser gegen die feindlichen Schiffe schleuderte, und daß diese Masse durch das Wasser nicht gelöscht wurde. Da die Masse aus einem am Schiffe aufgestellten und von einem Manne bedienten Rohr gesendet wurde, könne Callinicus als Erfinder der Vorkäufer nicht nur des Schießpulvers, sondern auch der Kanone in Betracht. Das von den Griechen gebildete Geheimnis des griechischen Feuers wurde später dann auch den Sarazenen bekannt und dann weiterverbreitet.

— Ein Filmprozess Flauberts „Salammbö“. Eine merkwürdige und nicht unwichtige Rechtsfrage kam jüngst in einem Prozess zur Erörterung, der die Rechte und Erbin Flauberts gegen eine französische Filmgesellschaft anstrengte. Die Erbin, Frau Caroline Franklin-Crouet, hatte der Filmgesellschaft das Recht verkauft, Flauberts Roman „Salammbö“ zu verfilmen. Bei der ersten Vorstellung stellte sich aber heraus, daß wesentliche Stellen des Werkes völlig verändert worden waren. So hatte man aus dem Griechen Spendias einen Römer gemacht, andererseits trat der Lybier Matho als Wether auf, und statt zu sterben, wie in dem Roman, wurde er zum Gatten Salammbös gemacht. Das Gericht gab der Klage statt, indem es sich auf den Standpunkt stellte, daß bei der Verfilmung eines Romans die wesentlichen Züge des Werkes nicht ohne besondere Erlaubnis verändert werden dürfen, und das Urteil bestimmte die Beschlagnahme des gesamten Filmmaterials.

**Büchertisch.**

— Unsere Sübsee. Ein unentbehrlicher Bestandteil der deutschen Volkswirtschaft. Von Carl Wehmann, Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Zentralfelle des Hamburgischen Kolonialinstituts. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. G. Thilenius, Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg, und 20 Abbildungen auf 16 Tafeln. Preis brosch. 75 Pfg. Verlag von Dietrich Reimer (Carl Bohnen) Berlin.

**Reihenrätsel.**

DH NC HRII TTGR  
DOBT EEUU SEAK AIN  
CRRE USLE LEE

Vorstehende elf Buchstabenreihen sind so untereinander zu stellen, daß die senkrechten Reihen vier im jetzigen Weltkrieg zusammengehörige Namen ergeben.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Gleichklangs in voriger Nummer:  
Cylinder.